

Editorischer Hinweis: Die Rede wird als „ungehalten“ bezeichnet, weil sie in dieser ausgearbeiteten Form nicht gehalten werden konnte, da die Vordrönerin den auf dem Vortragspult liegenden Text mitgenommen hatte. Es folgte deshalb in der Festveranstaltung ein dem erinnerten Sinn der Darlegungen entsprechender freier Vortrag.

Ulrich Naumann

„Ungehaltene Rede“ zum 50-jährigen Jubiläum der Universitätsbibliothek der Freien Universität Berlin

Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Kollegen!

Prof. Kanzog hat eben in seinem Vortrag „Vor fünfzig Jahren: Über den Sinn des Erinnerns“ die Vergangenheit unserer Bibliothek in eindrucksvollen Worten aufleben lassen. Hierfür gilt ihm unser herzlicher Dank. Besonders wurde deutlich, dass diese Bibliothek ihre gegenwärtige Bedeutung der Aufbauleistung vieler ehemaliger Kolleginnen und Kollegen verdankt, von denen ich einige auch bei unserer heutigen Veranstaltung nochmals herzlich begrüßen darf.

Ich habe heute morgen die Aufgabe übernommen, mit dem Thema: „Nach fünfzig Jahren: Über bibliothekarische Zukunftsgestaltung“ den von Prof. Kanzog aufgenommen Faden weiterzuspinnen (und dieses Spinnen bitte ich nur im handwerklichen Sinn zu verstehen!). Ich werde von den Vorstellungen und Visionen berichten, die unsere heutige und zukünftige bibliothekarische Arbeit prägen.

Zunächst aber eine Grundsatzüberlegung, ohne die ich den Vortrag gleich beenden könnte. Zukunft kann man nur planen und gestalten, wenn man davon überzeugt ist, dass es für Bibliotheken und auch für unsere Universitätsbibliothek eine Zukunft gibt. Und hier sage ich deutlich: Schenken Sie den törichten Mitmenschen keinen Glauben, die den Bibliotheken aufgrund der technischen Entwicklung keine Zukunft mehr geben!

- Wenn diese Mitmenschen Politiker sind, ist der Grund ihrer Behauptung leicht durchschaubar und reduziert sich auf den Begriff „Sparen“, und ich ergänze: „Auch wenn es die Zukunft kostet!“
- Wenn es Wissenschaftler sind, sollte man genau hinschauen, aus welchem Fachgebiet sie kommen: es werden keine buchorientiert arbeitenden Geisteswissenschaftler sein, sondern theoretisch oder angewandt arbeitende Naturwissenschaftler, deren Halbzeitwert an neuem Wissen oft kürzer ist als wir es schaffen, ein Medium mit diesem Wissen zu erwerben, und die daher seinem langfristigen Speichern keinen Wert beimessen müssen.
- Wenn es sogar Kollegen sind, die den Bibliotheken keine Zukunft geben wollen (und hier geht mein verständnisloser Blick nach Bielefeld zum Kollegen Neubauer), muss man an ihrer Professionalität zweifeln.

Warum bin ich so sicher, dass Bibliotheken eine Zukunft haben? Bibliotheken gehören neben Wohnbauten und Gotteshäusern zu den ältesten Bauten, die sich seit 5.000 Jahren archäologisch nachweisen lassen. Denken Sie an die Heimstätten für die sumerischen Tontafeln, die Papyri der Ägypter, die Schriftrollen der Griechen und Römer, die Pergamentcodices des Mittelalters, die unermessliche Buchproduktion seit Gutenbergs Erfindung um 1450, mit beweglichen Lettern zu drucken oder auch an die zunehmend produzierten Non-Book-Materialien: immer bestand bei uns „Jägern und Sammlern“ das Bedürfnis, diese kulturellen Zeugnisse angemessen aufzuheben und für die Nachwelt zu bewahren. Und das ist auch gut so!

Dabei sind diese Heimstätten des Sammeleifers, nennen wir sie jetzt die Bibliotheken, einem ständigen Wandel unterworfen, der sich im Wesentlichen an vier Faktoren festmachen lässt:

- erstens an der Art des zu sammelnden Mediums, seien es Tontafeln, Pergamente oder Dateien,
- zweitens an der Benutzungsmöglichkeit der Medien, seien sie nur einem ausgewählten Kreis zugänglich, seien sie in Magazinen eingesperrt oder in großzügiger Freihandaufstellung präsentiert, seien sie ausleihbar oder unkontrolliert über Datennetze zugänglich,
- drittens an dem ununterbrochenen Mengenwachstum der Medien, das immer größere Speicher erfordert,
- und schließlich viertens läßt sich der Wandel an dem Architekturstil der jeweiligen Zeit zeigen, der Bibliotheken als Tempel, repräsentative Prachtbauten oder funktionale Zweckbauten ausbildet.

Auch die Universitätsbibliothek der Freien Universität, deren fünfzigjähriges Namensjubiläum wir heute feiern, hat im Laufe ihrer bibliothekarisch kurzen Geschichte bereits beträchtliche Veränderungen erfahren. Sie zeugen alle davon, dass diese Bibliothek in der Lage ist, sich den Veränderungen in ihrer bibliothekarischen Arbeit anzupassen. Hierzu verweise ich auch auf die kleine Ausstellung in unserem Foyer, die im Wesentlichen von den Kolleginnen Dr. Fouquet-Plümacher, Frau Braune-Egloff und Frau Jeder und unserer Fotografin Frau Eckertz-Popp gestaltet worden ist.

Im baulichen Bereich können wir als letztes und zugleich beeindruckendstes Zeugnis die vor zwei Jahren abgeschlossene Umgestaltung unseres Lesesaals nennen, in dem wir uns heute versammelt haben. Würde eine relativ arme Universität wie die Freie Universität Berlin drei Millionen DM für die Sanierung dieses Lesesaals aufwenden, wenn diese Bibliothek keine Zukunft hätte? Für dieses Vertrauen in unsere Zukunft haben wir der Hochschule zu danken und müssen es durch eine adäquate Leistung rechtfertigen.

Wenn ich über die Gestaltung unserer bibliothekarischen Zukunft und damit über ihre Zukunftsplanung spreche, weiss ich, dass Planung immer die gedankliche Vorwegnahme möglichen zukünftigen Geschehens ist. Niemand kann wissen, was die Zukunft bringen wird. Wenn wir Zukunftsplanung betreiben, ist darin immer ein spekulatives Moment enthalten. Ob diese Zukunftsplanung aber einem Stochern mit der Stange im Nebel oder aber der zielorientierten Verfolgung eines aus unserer Sicht optimalen Kurses gleicht, hängt von der Qualität ab, mit der wir diese Planung betreiben.

Hierbei müssen wir uns unter anderem fragen:

- Erkennen wir frühzeitig relevante Entwicklungen und schätzen wir sie in ihrer langfristigen Rückwirkung auf unsere Arbeit richtig ein?
 - Schaffen wir zukunftsorientierte Potentiale oder befriedigen wir alltagsorientiert nur eine aktuelle Nachfrage?
 - Gestalten wir die Marktbedingungen mit oder nehmen wir sie als gegeben hin?
- und schließlich
- In welchem Umfang können und müssen wir unsere institutionelle Autonomie aufgeben, ohne im Verbund mit anderen unsere Gestaltungsfähigkeit zu verlieren?

Solche und andere Fragen, für es nicht immer eine ausreichend sichere Antwort gibt und geben kann, müssen wir bei der bibliothekarischen Zukunftsplanung berücksichtigen: bei der gedanklichen Vorwegnahme möglichen zukünftigen Geschehens. Ich will diese Fragen gleichsam als Leitfaden für meine folgenden Bemerkungen zu einem vielschichtigen Problem nehmen.

Erkennen wir frühzeitig relevante Entwicklungen und schätzen wir sie in ihrer langfristigen Rückwirkung auf unsere Arbeit richtig ein?

Nehmen wir zum Beispiel das Internet, das gegenwärtig die Diskussion beherrscht und aus unserer täglichen Arbeit nicht mehr wegzudenken ist. Noch vor zehn Jahren war alles, was sich um das Internet herum abspielte, eine Domäne von wenigen Experten. Wir hatten das Glück, vor einigen Jahren eine Kollegin als Referendarin ausbilden zu können, die vorher bei CERN, dem Europäischen Kernforschungszentrum in Genf, gearbeitet hatte. Das CERN gehört zu den wichtigsten Promotern des Internet. Diese Kollegin brachte von dort die Kenntnisse, den Schwung und die Energie mit, eine Arbeitsgruppe bei uns zu installieren, in der wir sehr gründlich unseren Internet-Einstieg vorbereiten konnten und auch die Folgewirkungen eines Internet-Auftrittes für die Investitionen und die Personalanforderungen abgeschätzt haben.

Heute, fünf Jahre nach unserem ersten Netzangebot, sind wir mit mehreren tausend Seiten im Netz präsent, und zwar auf einer dauerhaft organisierten Basis, die nicht davon abhängt, dass einige sich selbst ausbeutende „Freaks“ die Nacht zum Tage machen, um das Angebot sicherzustellen. Heute betreiben wir ein internet-gestütztes Bibliotheksinformationssystem, mit dem wir für unsere Benutzer einen Wirkungsgrad und Nutzen in unserer Arbeit erzielen, der bis vor kurzem mit konventioneller Arbeit nicht vorstellbar war.

Bei aller Euphorie über das Internet müssen wir Bibliotheken aber unseren Benutzern immer wieder deutlich machen, dass das Internet nicht alles, und nicht einmal das Wichtigste, im Rahmen wissenschaftlicher Arbeit ist. Schauen Sie sich einmal in diesem Raum um. Wir bieten in unserem Lesesaalbereich etwa 80.000 Medieneinheiten an, überwiegend so „altertümliche“ Dinge wie Bücher. Ich wage die Prognose, dass davon vielleicht 80 Titel, eher weniger, auch im Internet verfügbar sind: 80 Titel, das ist ein Promille! Wer wissenschaftlich mit der Vorstellung aufwächst, das Netz der Netze sei alles, wo er sein Wissen erwerben und vervollständigen kann, baut auf einem Promille des hier bereitgestellten Fundus auf. Und wenn Sie den Kopf leicht anheben und durch das Glasdach unseres Lesesaals auf unseren alten Magazinturm schauen, in dem ein Teil unserer 2,5 Millionen Medien gespeichert ist, von denen ein noch geringerer Bruchteil im Netz der Netze zu finden ist: wer kann dann noch an der Notwendigkeit der Bibliotheken als dauerhafte Wissensspeicher zweifeln?

Diese Funktion als Wissensspeicher werden wir auch für die elektronischen Produkte übernehmen müssen. Hier stellen sich uns ganz andere Herausforderungen, die sich vor allem auf die dauerhafte Verfügbarkeit beziehen. Die Bibliotheken werden sich dieser Aufgabe stellen müssen, weil sie aufgrund ihrer jahrhundertelangen Erfahrung in der Lage sind, Daten geordnet zu speichern und zur Verfügung zu stellen. Sie werden sich als öffentlich betriebene Einrichtungen zur Verfügung stellen müssen, weil aus der Speicherung allein heraus noch kein Profit erwächst. Deshalb werden die momentanen Vertreter solcher Produkte, die Verlage, zur Bewahrung dieser Form des kulturellen Erbes nicht bereit sein. Die Dimension der Aufgabe kann ich Ihnen an zwei Beispielen verdeutlichen: Ich habe hier einen Frühdruck, eine Herodot-Ausgabe, die vor exakt 500 Jahren bei Aldus Manutius in Venedig entstanden ist und heute noch ohne jedes technische Hilfsmittel aufbewahrt und benutzt werden kann. Ich habe hier andererseits eine Buchbeilage zu einem Buch von 1985, die in Form einer 5¹/₄-Zoll-Diskette beigelegt wurde und heute nur noch mit einem einzigen unserer 250 Personalcomputer reproduzierbar ist. Wenn wir nicht ständig technische Hilfsmittel aufwenden, um den Inhalt dieser Diskette reproduzierbar zu halten, ist der Inhalt unweigerlich verloren (und da wir dies bei diesem Exemplar nicht betreiben, können wir es genau so gut auch aussondern).

Schaffen wir zukunftsorientierte Potentiale oder befriedigen wir alltagsorientiert nur eine aktuelle Nachfrage?

Zu den zukunftsorientierten Potentialen einer Bibliothek ist zweifellos ihre Ausstattung mit Medien zu rechnen. Was wären die Bibliotheken in Heidelberg, Wolfenbüttel, Göttingen oder die Staatsbibliotheken in München und Berlin ohne ihren teilweise in jahrhundertelanger Sammeltätigkeit aufgebauten Bestand? Wenn wir der UNESCO-Statistik entnehmen, dass jährlich etwa 1 Million Bücher weltweit erscheinen und wenn wir dem das Wachstum unserer Bibliothek um etwa 20.000 Medieneinheiten gegenüberstellen, erkennen wir, dass 98 % der Weltproduktion von uns beim Medienerwerb vernachlässigt werden muss. Nun mag man mit Recht einwenden, dass vieles von dem, was da produziert wird, vernachlässigbar ist, weil es wissenschaftlich wenig relevant ist. Dennoch beunruhigt eine solche Zahl von 2 % im Hinblick auf das Potential, das wir durch die geringe Erwerbung der Weltproduktion nicht anschaffen und nicht lokal bereitstellen können, auch weil es bei den anderen Bibliotheken nicht viel besser aussieht.

Andererseits können wir nicht viel stärker als im jetzigen Umfang langfristig orientiert anschaffen, weil es zugleich gilt, mit dem Wenigen, was wir haben, Forschung und Studium einer großen Universität zu unterstützen. Hierbei sind z.B. die 120.000 Euro, die wir in die Beschaffung von Lehrbüchern für unsere Studierenden investieren, sicher gut angelegtes Geld, auch wenn wir wissen, dass solche Lehrbücher zum kurzfristigen Konsum bestimmt sind, nicht aber zur langfristigen Investition in unser Ausstattungspotential gerechnet werden können.

Diese Gratwanderung zwischen langfristig orientierten Investitionen in den Bestand und kurzfristig konsumorientierter Befriedigung einer aktuellen Nachfrage ist ein zentrales Problem unserer Arbeit. Es steht allerdings zu befürchten, dass wir aufgrund unserer Ausstattungsprobleme das Ziel einer hohen Bestandsqualität immer mehr vernachlässigen müssen und damit ein geringeres Potential schaffen, als wir es für unsere Aufgabenerfüllung notwendig halten.

Gestalten wir die Marktbedingungen mit oder nehmen wir sie als gegeben hin?

Es hat nicht an Versuchen gefehlt, die „Finanzkrise“ der Bibliotheken durch konzertierte Gegenbewegungen seitens der Bibliotheken zu mindern. Hierzu zählen in jüngster Zeit die Konsortien, die von Bibliotheken gebildet worden sind, um auf dem Markt der elektronischen Publikationen eine Gegenmacht zu den Verlagen zu bilden. Der Versuch wurde vorerst noch von einigen großen Verlagen gekontert, die dem profitorientierten „share-holder-value“-Prinzip folgen und denen es im Grunde egal ist, ob sie holländischen Käse oder Zeitschriften verkaufen. Zeitschriften sind wegen des geringen eigenen Aufwandes allerdings viel profitabler, wie kürzlich eine Studie belegt hat.

Inzwischen haben die Bibliotheken vor allem in den Vereinigten Staaten Verbündete in Kampf um bessere Informationsdienstleistungen gewonnen. Es sind die Wissenschaftler, die in den elektronischen Medien publizieren. Vielen von ihnen ist es nicht mehr einsichtig, dass sie mit erheblichen staatlichen Mitteln Forschungsergebnisse produzieren, die sie Zeitschriftenverlegern kostenlos oder sogar mit einem Druckkostenzuschuss zur ökonomischen Verwertung überlassen und dann andererseits sehen müssen, dass ihre Forschungen nun von den

Bibliotheken für teures Geld zurückgekauft werden müssen, um die Verbreitung zu sichern. Da die Bibliotheken wenig Geld haben, müssen sie entweder massiv Zeitschriftenabonnements kündigen oder auf Monographienkäufe verzichten, also die Arbeitsmöglichkeiten der Wissenschaftler beschneiden. Inzwischen haben sich in den USA über 15.000 Wissenschaftler in einer Initiative zusammengeschlossen, um diesen „circulus vitiosus“ zu durchbrechen. Auch in Deutschland wird diese Initiative immer bekannter und wird mittelfristig die Verlage zu einem Umdenken in ihrer Vertriebspolitik zwingen.

Völlig verfehlt argumentiert allerdings unser Kollege aus Bielefeld, der den bisherigen geringen Erfolg der Beschaffungskonsortien zum Anlass nimmt, ihre Abschaffung zu verlangen und das Prinzip des „pay-per-view“, also das kostenpflichtige Beschaffen eines einzelnen Aufsatzes für einen einzelnen Benutzer auf Kosten der Bibliothek, als Weg aus der Beschaffungskrise anpreist. Wir würden unsere Pflicht zur umfassenden Versorgung nach dem Prinzip „einmal gekauft, immer für alle anbietbar“ vernachlässigen, wenn wir diesem Irrweg folgen würden. Und wenn diese Beschaffungspraxis auf Kosten der Bibliothek geschehen soll: wer entscheidet bei den anhaltend knappen Mitteln darüber, welche individuelle Beschaffung gefördert wird und welche nicht? Wir sehen es als unseren Beitrag zur Marktgestaltung an, das Produzenten-Anbieter-Nachfrage-Verhältnis dahingehend mitzugestalten, dass „Informationsfreiheit“ nicht nur ein leeres Schlagwort ist, sondern gelebte Wirklichkeit in unserer bibliothekarischen Arbeit.

In welchem Umfang können und müssen wir unsere institutionelle Autonomie aufgeben, ohne im Verbund mit anderen unsere Gestaltungsfähigkeit zu verlieren?

Ich will mit dieser Frage hier noch ein letztes grundsätzliches Problem ansprechen, das uns über den engeren Horizont unserer Bibliothek hinausführt: die Frage nach der Autonomie unserer Bibliothek. Dabei ist uns klar, dass wir wirkliche Autonomie im Sinne eines selbstbestimmten Handelns nie gehabt haben. Universitätsbibliotheken wie alle anderen Bibliotheken, die einer Institution angehören, werden in ihrem Oberziel immer von ihrer übergeordneten Einrichtung bestimmt, unterliegen also heteronomen, von außen gesetzten Zielen. In unserem Fall ist dieses Ziel die optimale Literaturversorgung der Angehörigen unserer Einrichtung, und dieses Ziel gilt in einem Bibliothekssystem wie an der Freien Universität Berlin auch für die hier eingerichteten Fachbibliotheken. Zu solchen Zielvorgaben ist im übrigen auch der Strukturierungswille der Hochschulgremien zu zählen: In der Freien Universität haben die Gremien nach längeren Diskussionen entschieden, das Bibliothekssystem der Freien Universität Berlin kostensparend nach dem „Prinzip der dezentralen Zentralisation auf mittlerer Ebene“ zu strukturieren, was erhebliche Auswirkungen auf die Gestaltung unserer Arbeit hat.

Unsere solchermaßen abgeleitete begrenzte Autonomie besteht nun darin, wie wir mit einzelnen gestaltenden Maßnahmen den Auftrag der optimalen Literatur und Informationsversorgung erfüllen. Für das „Prinzip der dezentralisierten Zentralisation auf mittlerer Ebene“ bedeutet dies einen Bedeutungswandel in der Arbeit der Universitätsbibliothek. Sie wird nicht mehr speziellere wissenschaftliche Fachliteratur sammeln und anbieten, sondern nur noch Referenzliteratur, interdisziplinäre Literatur und vor allem elektronische Informationen wie Datenbanken und Zeitschriften. Ein solches Angebot kann sinnvoll nicht von einer Fachbibliothek für die gesamte Freie Universität Berlin angeboten werden können, sondern nur von uns, der Universitätsbibliothek.

Hiermit wird auch das Verhältnis der in diesem System zusammengeschlossenen Bibliotheken zueinander maßgeblich verändert. Nicht mehr parallele Arbeit in dem Sinn, dass die Fachbibliotheken die notwendige Literatur präsent anbieten und die Universitätsbibliothek die Ausleihaufgabe übernimmt, ist gefordert und wird finanziell gefördert. Es erfolgt eine wesentliche Schwerpunktverlagerung des Angebotes an aktueller Fachliteratur in die Fachbibliotheken, während die Universitätsbibliothek die Bereitstellung ihres umfangreichen Altbestandes übernimmt, als Referenzzentrum fungiert und das Angebot an elektronischen Medien sicherstellt. Es ist sicherlich falsch, den Bedeutungswandel als Bedeutungsverlust für unsere Universitätsbibliothek zu interpretieren. Wir müssen zukünftig Aufgaben wahrnehmen, die bisher in dieser Form nicht zu unserem bibliothekarischen Auftrag gehörten und die nur wir erfüllen können.

Ein von uns bewußt mitgetragener Autonomieverlust besteht gleichfalls in der Teilnahme des Bibliothekssystems der Freien Universität Berlin am Kooperativen Bibliotheksverbund Berlin-Brandenburg, dem KOBV. Auch wenn dieser Autonomieverlust geringer ist als bei anderen regionalen Bibliotheksverbünden, die von einem zentralen Rechner gesteuert werden, müssen wir uns doch an gemeinsame Vorgaben im Verbund anpassen. Dies geschieht aber weniger zu unserem Nutzen als zum Nutzen unserer Benutzer, weil ihnen mit der vom KOBV betriebenen Suchmaschine nicht nur unsere bisher elektronisch nachgewiesenen Bestände erschlossen werden, sondern zugleich auch die Bestände aller anderen großen Berliner Bibliotheken und auch der 10 Millionen Einheiten umfassende Bestand der Staatsbibliothek zu Berlin. Ein Beharren auf unserer Autonomie würde sich gegen die Interessen unserer Benutzer richten und damit unserem Grundauftrag widersprechen.

Eine dritte Entwicklung neben der veränderten Rolle innerhalb unseres Bibliothekssystems und dem engeren kooperativen Handeln gemeinsam mit den wichtigsten Bibliotheken in der Region hat ihren Ursprung ebenfalls in der zunehmenden Technisierung unserer Arbeit.

Hierzu hat der Wissenschaftsrat im letzten Jahr mit seinen „Empfehlungen zur digitalen Informationsversorgung durch Hochschulbibliotheken“ Signale ausgesendet, die wir aufgreifen und in eine Zukunftsplanung einbeziehen müssen. Es geht dabei um eine verstärkte Kooperation zwischen den Bibliotheken, dem Rechenzentrum und dem Medienzentrum in einer Hochschule. Der Wissenschaftsrat hält es für geboten, aus diesen drei Bereichen ein auf die lokalen Bedürfnisse abgestimmtes Informationsmanagement als Einheit aufzubauen, das aus der Sicht der Studierenden und Lehrenden alle integrierten Dienstleistungen anbietet. Dabei sei dann aus funktionaler und finanzieller Sicht das Informationsmanagement für die jeweilige Hochschule auch als organisatorische Einheit sinnvoll. Denkt man diese Entwicklung für die Freie Universität Berlin zu Ende, führt dies zu einer organisatorischen Verschmelzung von Bibliotheken und der Zentraleinrichtung Datenverarbeitung unter einer einheitlichen Leitung.

Im Gegensatz zur Entwicklung in Großbritannien, wo dieses Konzept konsequent zur Neuerichtung von „Learning Centers“ bzw. „Learning Resource Centers“ in einem Gebäude geführt hat, wird an der Freien Universität Berlin mangels Neubaumöglichkeiten eher ein auf mehrere Standorte verteiltes, aber zentral gesteuertes Informationsmanagement realisierbar sein. Mit der sicherlich langfristig angestrebten organisatorischen Einheit wird ein weiterer Autonomieverlust verbunden sein, den wir aber im Interesse unseres Arbeitsauftrages, bei dem der Benutzer im Mittelpunkt steht, mitgestalten sollten und letztlich auch akzeptieren müssen. Nur eines wollen wir dabei nicht aufgeben: Unseren guten Namen „Universitätsbibliothek“, unter anderem, weil sonst die Kollegen in fünfundzwanzig Jahren nichts zu feiern haben.

Ich will zum Schluss kommen. Vieles von dem, was ich bei meinen Überlegungen gestreift habe, weist zugleich auf das Wichtigste hin, was in unseren bibliothekarischen Zukunftsplanung zu beachten ist: die Qualität des Personals.

Wir müssen uns im Gegensatz zu früher darauf einstellen, dass wir neue Qualifikationen nicht mehr durch Neueinstellungen hinzukaufen können, sondern dass das vorhandene Personal sich aus langjährigen und konventionell bewährten Arbeitstraditionen herauslösen muss und sich in neue Arbeitsformen einarbeiten muss. Es ist nicht immer leicht, hierbei zu vermitteln, dass mit dem Wegfall alter Arbeitsformen kein Bedeutungsverlust für die eigene Person mit den bisher erworbenen Qualifikationen verbunden ist.

Es gilt, auf diesen Qualifikationen aufbauend neue Arbeitsmotivationen zu entwickeln, die dem Arbeitsauftrag, der optimalen Versorgung unserer Benutzer mit Medien und Informationen, noch besser gerecht werden. Wir müssen auch als Leitung Verständnis dafür entwickeln und für unsere Bibliothek von Außenstehenden fordern, dass dieser Anpassungsprozess Zeit braucht und selbst eine so junge Bibliothek wie unsere Universitätsbibliothek bereits anachronistisch anmutende Formen wie alphabetisch sortierte Zettelkataloge aufweist, die nicht von heute auf morgen in netzbasierte Dienstleistungen transformiert werden können.

Hoch qualifiziertes und hochmotiviertes Personal ist somit der wichtigste Faktor in der bibliothekarischen Zukunftsplanung. Wenn ich mir die gewaltigen Qualifizierungsfortschritte vergegenwärtige, die unser Personal in den vergangenen Jahren gemacht hat, ist mir deshalb nicht bange, deutlich zu formulieren: Unsere Bibliothek wird eine gute Zukunft haben!

Ich danke Ihnen für Ihre Geduld.